



BERLINER REPUBLIK

Fotos
ANJA LEHMANN

Von
FLORIAN STURM

Extremisten
nimmt unsere
Gesellschaft nur
ungern wieder
auf. Besonders
wenn sie von
rechts kommen.



„Krasses,
gewalttätiges
Arschloch“







Simon Mallow läuft über einen Schotterparkplatz in Rathenow. Bei jedem Schritt knirschen Kiesel unter den abgelaufenen Sohlen seiner grauen Sneaker. Es ist ruhig an diesem Sonntagmittag in der Kleinstadt knapp 80 Kilometer westlich von Berlin. Mallovs Blick scannt die Umgebung. Der junge Mann, mittelgroß, kurze dunkle Haare, Bart, leichter Bauchansatz, gleicht das Damals mit dem Heute ab. Die verspiegelte Sonnenbrille trägt er nicht nur zum Schutz gegen die Sonne, die gleißend am wolkenlosen Himmel steht. „Ich möchte lieber nicht erkannt werden. Wer weiß, ob hier noch Leute von damals rumhängen“, sagt der 34-Jährige mit sorgenbelegter Stimme.

Seit über zehn Jahren war er nicht mehr hier. Vieles ist wie früher. Die kaputten Laternen an der mit Graffiti beschmierten Fassade. Das mächtige Eisen tor am Ende des Parkplatzes, dahinter ein verwinkeltes Gehöft. Vieles ist auch anders. Kein Stacheldraht mehr auf dem Zaun, keine Boxer und Terrier, die zwischen besoffenen Punks herumtollen, die rufen: „Wir müssen die Nazis plattmachen.“ Überhaupt ist das Grundstück, das in der Szene nur als „Das Haus“ bekannt ist, menschenleer. „Hier hat alles angefangen. Hier habe ich mich radikalisiert“, sagt Mallow.

Radikal, das war Mallow. Er hat geschlagen, getreten, geprügelt. Fast immer gegen Neonazis, auch gegen die Polizei. Dafür war er in der Region bekannt: Der Mallow, der quatscht nicht – der haut sofort zu. „Ich war immer gewaltbereit und ging nie ohne Waffe aus dem Haus. Butterfly, Schlagstock, eine Kette mit daumendicken Gliedern. Egal was.“ Mal wurde er festgenommen, aber nie verurteilt.

Mallow verbrachte – er selbst sagt heute: vergeudete – seine Jugend bei der Antifa. 2007 stieg er aus, wollte zurück ins bürgerliche Leben. Doch wie gelingt das, wenn du außer Konfrontation, Hass und Angst nur wenig kennst, wenn du allein dastehst mit einer Vergangenheit als gewaltbereiter Linksextremer?

Mallow ist einer von vielen Deutschen, die sich, durch welche Umstände

auch immer, am Rand der Gesellschaft wiederfinden. Bekommen diese Leute Chancen, um zurückzukommen in die Mitte der Demokratie? Wie wichtig ist für diese Chance die Frage, ob man sich politisch nach links oder rechts verirrt hat?

Leipzig im August 2020. Claudia Martin ist in der Stadt. Die baden-württembergische CDU-Landtagsabgeordnete nutzt die politische Sommerpause für einen Heimaturlaub. Ganz ohne Arbeit geht es für sie in der plenarfreien Zeit aber nicht: Sie trifft sich mit einer Leipziger Jungunternehmerin. Sie sei sich unsicher gewesen, ob sie dem Interview zustimmen solle, sagt Martin. Schließlich habe sie mit ihrer AfD-Vergangenheit längst abgeschlossen und auch nach ihrem Parteiaustritt Ende 2016 ausführlich darüber gesprochen. Warum sie dennoch eingewilligt hat? „Wenn ich mit meiner Geschichte auch heute noch Menschen von der AfD abbringen kann, dann lohnt jedes Gespräch“, sagt die 50-Jährige.

KEINE UNTERHALTUNG über den Weg raus aus der AfD kommt ohne eine Frage aus: Warum überhaupt diese Verirrung? „Auch ich habe mich rückblickend unzählige Male gefragt, ob es richtig war, in die AfD einzutreten“, sagt die Abgeordnete. Ihre Antwort: Ja. Zwei Buchstaben, maximale Kraft. Geäußert mit einer Zurückhaltung in der Stimme, die zum Naturell der introvertierten Sächsin passt.

Im Frühjahr 2013 arbeitet Martin als Erzieherin in einer Kindertagesstätte in Walldorf, südlich von Heidelberg. Täglich erlebt sie Kinder, für die erfolgreiches Lernen und eine problemfreie Entwicklung nicht selbstverständlich sind. Inklusion steht bei der Landesregierung Baden-Württembergs zwar prominent auf der Agenda, doch im Alltag kommt davon wenig an: „Manche Kinder sollten trotz ihrer Entwicklungsverzögerung normal eingeschult werden. Ich war überzeugt, dass das der falsche Weg ist. Als ich nach Gesprächen mit mehreren Verantwortlichen nicht weiterkam, fragte ich mich: Welche Alternativen hast du?“

Eine Alternative: die für Deutschland.

Die AfD hatte sich gerade erst gegründet – mit dem Anspruch, etablierten



Parteien zu zeigen, dass Politik auch bürgernah funktioniert. Die Aussicht, mit direktem politischen Engagement tatsächlich etwas bewegen zu können, zieht Martin zur AfD – wie Tausende andere bundesweit. Anfang Mai 2013 wird sie Parteimitglied. Die Gründungsversammlung des AfD-Kreisverbands Rhein-Neckar ist ihre erste politische Veranstaltung überhaupt. Am Ende des Tages ist Martin Beisitzerin, kurz darauf arbeitet sie an der Kampagne für die Bundestagswahl mit: Plakate gestalten, Genehmigungen einholen, Wahlkampf organisieren. „Das war einfach spannend. Man war mittendrin und wurde gebraucht. Das hat mir in diesem Moment gutgetan.“

Noch fühlt sich Martin am richtigen Platz.

Die Aussicht, am ungeliebten Status quo etwas zu ändern, ist auch bei Simon Mallow Ausgangspunkt für sein politisches Engagement. Er muss als Siebtklässler mit ansehen, wie sein bester



„Das Haus“: Der linke Szenetreff ist in der gesamten Region um Rathenow bekannt

Simon Mallow in Rathenow: „Das Haus“ war für ihn der Einstieg in die Antifa



Mallow war in der Region bekannt: Der Mallow, der quatscht nicht – der haut sofort zu



Mallow muss als Siebtklässler mit ansehen, wie sein bester Freund auf dem Schulhof von zwei Neonazis verprügelt wird

Freund auf dem Schulhof von zwei erwachsenen Neonazis verprügelt wird. Mallow's Kumpel ist in eine Mitschülerin verliebt – und die mit einem der Schläger zusammen. „Die Polizei hat nichts unternommen. Nach der Schule fragten uns stattdessen zwei junge Männer in zerrissenen Jeans und mit Dreadlocks, was passiert sei. Sie sagten, sie seien von den Jungen Linken Demokraten und wollen der Polizei helfen, Fälle rechter Gewalt in Rathenow aufzuklären. Das fand ich gut“, erinnert sich Mallow.

Als der Schock über den verprügelten Freund verwunden ist, beginnt beim 13-jährigen Mallow die Suche nach der eigenen Haltung: Wo stehe ich politisch? Wie positioniere ich mich gegenüber rechter Gewalt? Mallow geht erstmals in den linken Szenetreff „Das Haus“ – jenes Gehöft hinter dem Eisentor am Ende des Schotterparkplatzes. Zu Anfang hört er nur zu. Dann redet er immer öfter auch selbst, verbringt einen großen Teil seiner Freizeit dort. Erste Demos folgen, Pöbeleien gegen Neonazis und Polizei, die erste Schlägerei.

Irgendwann gehören Hass und Gewalt zum Alltag von Simon Mallow.

„Zwischen Linken und Rechten gab es ordentlich Zündstoff. Bei jedem Fest in der Gegend mussten wir mit einer Vielzahl an Polizeikräften vor Ort sein, um die beiden Lager zu trennen“, bestätigt Jörg Barthel, der seit fast 40 Jahren bei der Brandenburger Polizei arbeitet und Anfang der 2000er stellvertretender Leiter des Schutzbereichs Havelland war. Zwar habe es nicht pausenlos Angriffe gegeben, „aber gebrodelt hat es in Rathenow zu dieser Zeit immer“.

MALLOW'S FAMILIE hat damals kaum noch Einfluss auf den pubertierenden Linksextremen. An eine Unterhaltung mit seinem inzwischen verstorbenen Vater erinnert sich Mallow: Als 16-Jähriger erzählt er ihm voller Euphorie, wie er und seine Antifa-Jungs gerade einen Haufen Nazis verprügelt hatten. Der Vater hört zu. Und schweigt. Zeigt weder Wut noch Zorn. Stattdessen die emotionale Höchststrafe für jedes Kind: Enttäuschung. „Simon, wenn du mit Steinen nach Leuten wirfst, nimmst du billigend in Kauf, dass jemand stirbt. Ist dir das eigentlich bewusst?“ Als Mallow diese Anekdote erzählt, wird seine Stimme leiser. Nie hat Mallow von seinem Vater eine Moralpredigt bekommen: „Er signalisierte mir auch so, wie entsetzlich er diese radikale Richtung von mir findet.“

Dieses Vater-Sohn-Gespräch sät erste Zweifel: Ist es sinnvoll, was wir machen? Warum muss ich immer zuschlagen? Doch bis Mallow tatsächlich ansteigt, wird es noch zwei Jahre dauern. „Das war ein langer Prozess. Ich habe meine komplette Pubertät in die Antifa gesteckt, mich nur über deren Ideen, Aktionen und Leute definiert. Ich war überzeugt: Ohne die Linken wäre von mir nichts übrig geblieben“, sagt er. „Ich sah für mich in Rathenow keine Alternative.“ 2007 wagt er schließlich den Schnitt – ausgerechnet nach einer langen Kneipenunterhaltung mit einem Mitglied der inzwischen verbotenen rechtsextremen Kameradschaft Hauptvolk.

„Als ich mit meinen Freunden an diesem Abend zur Musikbrauerei lief,

gerieten wir auf dem Weg in vier Schlägereien. Völlig krank. Dann traf ich an der Bar diesen Hauptvolk-Typen. Der schaute mich nur an und sagte: Ich weiß, wer du bist“, erinnert sich Mallow. Doch statt Konflikt Nummer fünf an diesem Abend einzugehen, unterhalten sich die beiden: Was bedeutet ihnen Heimat? Wie weit würden sie gehen, um diese Heimat zu verteidigen? Mallow wird bewusst, wie viele faschistische Züge auch seine Bewegung hat: „Die Linke und die Rechte funktionieren ziemlich ähnlich: Ideologisierung der eigenen Gruppe, Feindbilder kreieren, null Toleranz, dafür aber Gewaltbereitschaft gegenüber Andersdenkenden.“ Selbst Leute, die sich politisch eigentlich raushalten wollten, haben er und seine Leute drangsaliert.

Er sagt sich: Es ist genug.

Als er am nächsten Tag in „Das Haus“ geht und seine eigenen Leute fragt, „ob wir diese ganze gewalttätige Scheiße nicht überdenken sollten, schließlich haben wir damit seit Jahren nichts erreicht“, wird ihm gesagt: Simon, du gehst jetzt besser. Plötzlich steht Mallow so allein da wie ein Rotsünder auf dem Fußballplatz, auf der Flucht vor der eigenen und der gegnerischen Mannschaft. Von seinem einst riesigen Netzwerk sind ihm drei enge Freunde geblieben.

Offizielle Anlaufpunkte hat er keine. Das Bundesamt für Verfassungsschutz (BfV) gründet erst vier Jahre später ein Aussteigerprogramm für Linksextremisten. Es ist das einzige aus Bundesmitteln geförderte Programm dieser Art. 2018 kommt auf Initiative des nordrhein-westfälischen Innenministeriums ein weiteres hinzu: Left. Für Mallow kommen beide Angebote zu spät. Aber die Wirkung solcher Programme für Linksextreme ist ohnehin gering. „Seit dem Jahr 2012 wurde im Bereich des Aussteigerprogramms Linksextremismus kein Ausstieg durch das BfV aktiv begleitet“, heißt es auf eine Kleine Anfrage der AfD-Fraktion 2018 im Bundestag. Left, immerhin, habe bis Ende 2019 21 Personen begleitet, so ein Sprecher des NRW-Innenministeriums.

„Unterstützung anzubieten, ist gut und wichtig. Aber von Linksautonomen zu erwarten, dass sie Hilfe bei einer

staatlichen Institution suchen – dem System also, dem sie von Grund auf misstrauen –, ist fast schon naiv“, sagt Tom Mannewitz, Politikwissenschaftler an der TU Chemnitz. Hier den passenden Ansatz zu finden, sei schwierig: „Die Gruppe ist weniger homogen als die der Rechtsextremen, das soziale Stigma und der Druck von den einstigen Verbündeten sind schwächer.“

Ist ein offenes Konzept sozialer Mitgliedschaft nun Vor- oder Nachteil für die Linksaussteiger? Der konkrete Ansatz für Exit-Programme fällt schwerer, aber sind diese überhaupt nötig? Aus linken Strukturen können „Interessierte leicht ein- und aussteigen oder sich innerhalb der Szene neu verorten“. Im Gegensatz zu rechtsextremen oder islamistischen Umfeldern genüge es oftmals, einfach wegzubleiben. „Sozialer Druck auf Ausstiegswillige ist dort eher unüblich“, schreibt Saskia Lützing, Mitarbeiterin der Forschungs- und Beratungsstelle Terrorismus/Extremismus

im Bundeskriminalamt, in einem Fachbeitrag.

Politikwissenschaftler Mannewitz sagt, das Bewusstsein für Aussteigerprogramme aus dem Linksextremismus habe lange komplett gefehlt; Left sei zumindest ein Schritt in die richtige Richtung.

Mallow, der von vielen zu diesem Zeitpunkt als potenzieller Anführer gehandelt wird, hält den Kopf nun unten. Er sitzt immer häufiger zu Hause. Wenn er doch in Rathenow unterwegs ist, sind seine Umwege noch größer als früher. Denn auf die Leute, die ihn einst vor Neonazis schützten, kann er nicht mehr zählen. Er beginnt eine Ausbildung zum Verfahrensmechaniker für Brillenoptik, arbeitet 60 Stunden jede Woche. Aus den Konflikten zwischen Rechten und Linken hält Mallow sich raus.

Als Claudia Martin den Neuanfang wagt, will sie eines unbedingt vermeiden: fernzubleiben vom Geschehen.

Martin macht Karriere in der AfD, wird Sprecherin ihres Kreisverbands.

Im Unterschied zu Rechten und Islamisten ist sozialer Druck auf Ausstiegswillige unter Linksextremen unüblich



Oben: Claudia Martin auf der Dachterrasse des Restaurants Felix in der Leipziger Innenstadt

Rechts: Dort trifft sie sich mit der Unternehmerin Madeleine Stöckert





Die Gesellschaft steht ehemaligen Rechtsextremen deutlich miss-träuischer gegenüber als ehemaligen Linksextremen

Im März 2016 wird sie in den Stuttgarter Landtag gewählt. „An dem Wahlabend habe ich bis tief in die Nacht gefühlt 200 Mal die Seite des Statistischen Landesamts aufgerufen. Dort stand mein Name auf Platz zwei und ich dachte: Das muss ein Fehler sein.“ Ist es nicht. Martin hat jetzt 2924 Tage, um für die AfD Politik zu machen. Doch nach bereits 279 Tagen verlässt sie Fraktion und die Partei.

Was war passiert?

Je länger Martin in der AfD ist, desto besser lernt sie deren Mitglieder und das breite Potpourri an politischen Überzeugungen kennen. Und desto schwerer fällt es ihr, sich in der Partei einzuordnen. „Auf der einen Seite gab es diejenigen, die in der AfD Karriere machen wollten und ihre Meinung gedreht haben wie ein Fähnchen im Wind; auf der anderen diejenigen, die starr an Überzeugungen festhielten, mit denen ich absolut nichts zu tun haben wollte.“ Martin saß zwischen den Stühlen.

ALS IM JUNI 2016 der Streit um den Ausschluss Wolfgang Gedeons die Landtagsfraktion spaltet, ist die Chance für die Partei da, „sich endlich klar von rechten Strömungen abzugrenzen“. So sieht das Martin. Doch statt Gedeon wegen seiner antisemitischen Äußerungen auszuschließen (das geschieht erst dreieinhalb Jahre später), sollte sich die Fraktion wieder „zusammenraufen“. Für Martin aber galt immer: Geht die Partei einen Weg, den ich nicht gehen kann, dann muss ich raus.

Von der Erkenntnis über den Entschluss bis zum eigentlichen Austritt ist es – ganz wie bei Mallow – ein langer Weg. Ein Weg voller Zweifel, Abwägen, innerer Rechtfertigungen: Muss dieser radikale Schritt wirklich sein? Vielleicht geht es ja doch noch irgendwie? Martin vertraut sich in dieser Phase niemandem an, weder in der Partei noch privat. Ihr Sohn ist der Einzige, dem sie davon erzählt, und das auch erst einen Tag, bevor sie die AfD im Dezember 2016 verlässt.

An ihrem letzten Tag im Landtag lässt sich Martin von einem Fernsehteam begleiten. Die Fraktionsspitze um Jörg Meuthen wirft ihr Kalkül und Gier nach Aufmerksamkeit vor. Für sie selbst hat

die mediale Begleitung vor allem einen Grund: Selbstschutz. Wenn die Öffentlichkeit davon erfährt, läuft es glimpflicher ab, hofft sie: „Mir war klar, dass der Austritt von den Parteikollegen schwer geahndet würde. Ich dachte immer wieder: Du bist verrückt, wenn du das machst. Dann hast du nicht nur Teile der Partei gegen dich – sondern alle.“ Heute vergleicht sie ihren Austritt aus der AfD mit dem aus einer Sekte.

Diesen Vergleich zieht auch eines der beiden ehemaligen AfD-Mitglieder, mit denen Cicero für diese Recherche gesprochen hat, die aber anonym bleiben wollen. Bis heute, erzählen sie, gebe es in der Partei mehr Leute, als man denkt, die den Rechtsruck der AfD nicht mitgehen wollen und ernsthaft darüber nachdachten, die Partei zu verlassen.

Für Mitarbeiter sei die Hürde aber noch deutlich höher als für Abgeordnete, die ja mit ihrem Mandat erst mal weiter in der Politik bleiben können. „Anfangs dachte ich, die AfD wäre das, was die CDU in den siebziger und achtziger Jahren war. Doch als ich immer öfter den Satz ‚Wenn wir erst mal an der Macht sind...‘ hörte und sah, dass Neonazis wie Höcke oder Kalbitz stärker wurden, wusste ich, dass ich falschsliege“, erzählt einer, der für mehrere AfD-Landtagsfraktionen gearbeitet hat. „Ich wollte schon nach einem halben Jahr raus, aber da war ich schon zu verseucht.“ Selbst drei Jahre, nachdem er sich von der AfD gelöst hat, habe er noch immer Probleme, wenn er sich auf einen Job bewerbe.

Zudem überlege man sich gut, ob man austrete: Referenten von Bundestagsabgeordneten werden mit teils horrenden Gehältern gelockt – Summen, die sie normalerweise nie verdienen würden. Außerdem sei man damals ja mit einer Überzeugung zur AfD gekommen. An diesen Idealen hielten viele weiter fest – verbunden mit der Hoffnung, dass die Partei doch noch in die richtige Richtung schwenkt.

Der Politikwissenschaftler Manne-witz gibt zu bedenken, dass das Stigma einer rechten Vergangenheit deutlich stärker lastet als das einer linken: „Als linker Autonome auszusteigen, klappt in der Regel ohne einen harten Bruch.



Seit 2012 wurde im Bereich des Aussteiger- programms Links- extremismus kein Ausstieg aktiv begleitet

Da genügt oft schon eine Mäßigung der eigenen Ansichten. Beim Rechtsextremismus ist es meist schwieriger – einerseits, weil der gruppeninterne Druck zu bleiben größer ist; andererseits, weil die Gesellschaft ehemaligen Rechtsextremen deutlich misstrauischer gegenübersteht als ehemaligen Linksextremen.“

Noch wichtiger aber – das erlebten auch Martin und Mallow – ist etwas anderes: Wer aussteigt, ist zunächst oftmals ziemlich allein. All die Arbeit und Energie der letzten Jahre: weg. Fast das gesamte soziale Netzwerk: weg. Wirkungsvolle Anlaufstellen gibt es keine. Das bemängelt auch die Publizistin und Juristin Liane Bednarz, die sich mit rechten Strömungen beschäftigt: „Die AfD ist keine in Gänze extremistische Partei, deshalb kann es keine mit öffentlichen Mitteln geförderten Aussteigerprogramme für Leute geben, die sich mit der rechten Stoßrichtung der AfD nicht mehr identifizieren können. Es braucht privat

organisierte vermittelnde Instanzen, die Aussteigewillige vor, während und nach diesem Schritt begleiten.“

Claudia Martin denkt im Moment des Austritts nicht an Beratungsstellen. Sie will einfach weg. Der damalige AfD-Fraktionsvorsitzende Jörg Meuthen fordert sie auf, ihr Mandat zurückzugeben. Für sie keine Option: „Dann wäre jemand anderes für mich nachgerückt, und ich hätte vermutlich genau der politischen Überzeugung Platz gemacht, die ich nicht vertreten kann.“

Ihren Austritt greifen Medien im ganzen Land auf. Sie selbst nimmt sich raus aus dem Trubel. Handy aus, kein Fernsehen, keine Nachrichten. Erst mal in ein Stuttgarter Hotel. Kommentare in den sozialen Medien ignoriert sie.

Martin bleibt als fraktionslose Abgeordnete im Landtag. Betritt sie das Rednerpult, verlassen die einstigen AfD-Parteikollegen den Plenarsaal. Ohne Fraktion im Rücken kann sie kaum noch effektiv arbeiten, im Innenausschuss kann sie zwar Anträge stellen, über diese aber nicht abstimmen. „Wenn du bei deiner eigenen Position kein Gewicht mehr hast, fühlt sich das an wie in einer Ohnmacht“, sagt sie. Martin ist politische Staffage im Stuttgarter Landtag, steht als Abgeordnete zwar mitten im Zentrum, zugleich aber wirkungslos am Rand. Um sich selbst trotzdem Struktur und ihrer Arbeit ein Gefühl von Bedeutung zu geben, fährt sie weiter regelmäßig in ihr Stuttgarter Büro. „Obwohl es dafür eigentlich keinen Grund gab. Ich hätte genauso gut von zu Hause arbeiten können“, sagt sie.

Ein halbes Jahr nach ihrem Ausstieg aus der AfD fragt sie sich, wie lang die Kraft noch reicht für diesen zahnlosen Kampf.

Mit ihrem Austritt und den Reden, in denen sie sich danach klar gegen die AfD positioniert, verschafft sie sich Respekt bei den anderen Parteien. Die Kollegen im Landtag wollen wissen: Wer ist diese Frau eigentlich? Das Handy klingelt häufiger. Hier mal ein Plausch in der Kaffeepause, dort ein Gespräch nach der Plenarsitzung. Vor allem der Kontakt zur CDU wird intensiver. Wenn wieder

in eine Partei, dann in diese, denkt sich Martin. Von ihren Prinzipien – vor allem: für die eigene Meinung einstehen – weicht sie auch bei ersten Annäherungen mit der CDU nicht ab. Beim Thema „Ehe für alle“ spricht sie sich klar dafür aus, obwohl sie weiß, dass die Christdemokraten eher konservative Positionen vertreten. Macht sie sich da eine Tür zu, die sich gerade erst geöffnet hatte? Aber Martin will sich nicht verbiegen.

Die Tür bleibt offen. Im November 2017, ein Jahr nach ihrem Austritt aus der AfD, nimmt die CDU-Fraktion Martin auf. Das funktioniert, weil Martin sich immer klar vom Rechtsextremismus distanziert hatte. Ähnlich gelagert ist der Fall des thüringischen AfD-Landtagsabgeordneten Oskar Helmerich, den die SPD 2016 aufnahm.

Wie wichtig nicht nur der Gesinnungswandel ist, sondern auch, wie schwer es ist, glaubhaft von rechts „zurückzukommen“, zeigt der Fall Robert Möritz. 2018 trat er in die CDU ein und war in der Kommunalpolitik tätig. Als Ende 2019 seine rechts-extreme Vergangenheit publik wurde, führte das zu einem bundesweiten Medienecho und einer Regierungskrise in Sachsen-Anhalt, auch die CDU-Chefin Annegret Kramp-Karrenbauer schaltete sich ein. Möritz legte alle Ämter nieder und verließ die Partei. Mit Medien möchte er heute nicht mehr sprechen.

DIE ANONYMITÄT, die Claudia Martin nach ihrem Austritt unbedingt vermeiden wollte, sie ermöglicht Simon Mallow überhaupt erst den Neustart. In Rathenow kennt ihn jeder: die Linken, die Rechten, die Polizei. Mallow muss raus, um seine Vergangenheit hinter sich zu lassen. Er kündigt seinen Job in der Optikfirma, zieht nach Berlin und holt sein Abitur nach. Und verliert sich in der Klubszene: Alkohol, Frauen, kaum echte Freunde, dafür hin und wieder eine Prügelei. Wirklich weg sind seine Aggressionen nicht. „In dieser Zeit war ich ein krasser Misanthrop“, sagt Mallow.

Dann wieder so ein schicksalhaftes Gespräch in der Kneipe. Neben ihm sitzt diesmal kein Neonazi, sondern ein christlicher Jude. Nach etlichen Bieren



will er Mallow davon überzeugen, dass Jesus lebt. Bullshit, denkt Mallow: „Das Gelaber ging mir tierisch auf den Keks, und ich habe reagiert, wie ich es von früher gewohnt war.“ Im Klartext: Entweder du hältst die Fresse oder ich hau dir eine rein. Der Christ streckt Mallow das Kinn entgegen: „Kein Problem, aber du kommst Sonntag mit in die Kirche.“

Mallow ist beeindruckt und sagt zu. Die Überraschung steigt, als er am Sonntag keinen müden Gottesdienst einer Rentnergruppe sieht, sondern ein energiegeladenes Konzert von Leuten in seinem Alter. Anfangs noch skeptisch dem Glauben gegenüber, trifft sich Mallow immer häufiger mit der Gemeinde. Und gibt Gott eine Chance, beginnt 2012 ein Theologiestudium. Nach sechs Jahren bricht er ab: „Die Leute dort haben von mir erwartet, dass ich Dinge sage, von denen ich nicht überzeugt bin. Und ich eckte bei der Arbeit in den Gemeinden mit meinen kritischen Fragen an.“ 2017 tritt Mallow aus der Kirche aus.

Und nun? Der soziale, der seelsorgliche Aspekt seiner Arbeit mit den Menschen soll bleiben, nur ohne Dogmatismus, Machtgefälle und strenge Vorschriften. Mallow bewirbt sich bei der Stadtmission in Berlin und arbeitet einen Winter in der bekanntesten Notübernachtung der Stadt, einen Steinwurf vom Hauptbahnhof entfernt. Es folgen eineinhalb Jahre als Streetworker. Heute studiert Mallow soziale Arbeit und verdient sein Geld mit therapeutischer Lebensbegleitung von psychisch erkrankten Menschen.

TROTZ DES GROLLS gegen sein jüngeres Ich („Dem Simon von damals würde ich sagen, was er für ein krasses, gewalttätiges und sich selbst überschätzendes Arschloch war“) sieht Mallow seine Vergangenheit auch positiv: „Ich habe trainiert, dass ich Ungerechtigkeiten nicht stehen lassen kann. In meinem Protest habe ich nach Wegen gesucht, um Hilflosigkeit zu vermeiden. Das kann ich in meinem Job heute sehr gut anwenden.“

Seinen Weg zurück beschreibt er als schwierig. Vor allem, sich ernsthaft mit genau dem System zu identifizieren, das man jahrelang bekämpft hat. Er musste lernen, was das Gute an der Demokratie ist und wie er ihr vertrauen kann.

Am mangelnden Demokratievertrauen lag es bei Claudia Martin nicht. Sie empfindet die Isolation nach dem Austritt als schwierigste Phase. „Langfristig half mir, dass ich die AfD nicht verließ, um direkt in eine andere Partei einzutreten. Ich wollte einfach weg“, sagt die 50-Jährige. Im kommenden Jahr wählt Baden-Württemberg einen neuen Landtag. Martin wird nicht kandidieren. Weder für die CDU noch für eine andere Partei. In welcher Richtung es stattdessen weitergeht, lässt sie offen.



FLORIAN STURM ist freier Journalist und lebt in Leipzig.